

# Die Perlenkette

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **241 (1968)**

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655711>

## **Nutzungsbedingungen**

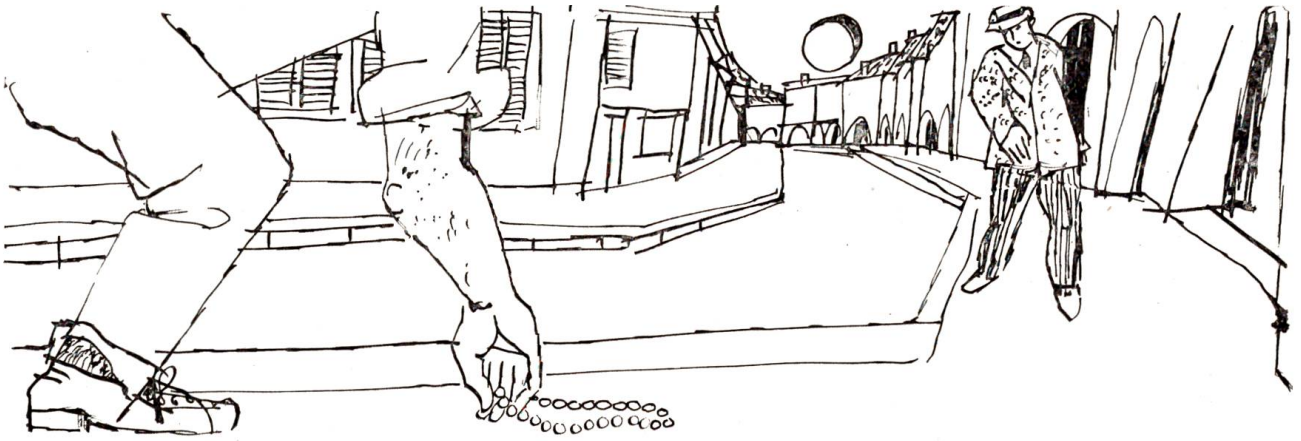
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



PETER KILIAN

## Die Perlenkette

Illustrationen von Rudolf Moser

Es war in einer milden Septembarnacht, als sich der Kolonialwarenhändler Boller in gehobener Stimmung auf dem Heimweg befand. Er kam von seinem obligaten Kegelabend, hatte eine glückliche Hand und einen guten Schuss gehabt und aus diesem Grund etwas mehr hinter die Binde gegossen als sonst. Berauscht war er indessen keineswegs, nur aufgeräumter als üblich, lockerer könnte man auch sagen oder sogar schwebender – trotz seiner Korpulenz. Er summte leise vor sich hin und war sehr zufrieden mit sich selbst.

Nur ein paar Strassenlaternen brannten noch, denn Mitternacht war längst vorbei und kein Mensch mehr auf den Strassen. Die Laternen beleuchteten aber ganz überflüssigerweise das Pflaster, lächelte doch der volle Mond mit seinem uralten Eunuchengesicht auf die Stadt hernieder, und es war so hell, dass man die Kursnachrichten im Tagblatt hätte lesen können.

Als nun der munter summende Heimkehrer mit Schwung in die Seilergasse einschwenkte, blieb er plötzlich mit einem Ruck stehen; keine zehn Schritte vor ihm erblickte er einen Mann auf dem Trottoir, der sich soeben gebückt hatte, etwas eigentümlich Schimmerndes aufnahm und es mit offenem Mund betrachtete. Der Mann

währte sich wohl unbeobachtet, denn als Boller, wie aus dem Pflaster gewachsen, plötzlich vor ihm stand, zuckte er heftig zusammen, und einen Augenblick lang machte es sogar den Anschein, als ob er das Weite suchen wollte. Dann jedoch beruhigte er sich auffallend schnell, liess mit einem schweren Seufzer die geschlossene Hand sinken und murmelte verdriesslich: «Unsereiner wird doch wie von allen Teufeln geritten. Man lebt von der Hand in den Mund, hat mehr Kinder auf die Welt gestellt, als man ernähren kann, und eine Frau, die nichts taugt – und ausgerechnet ich muss dieses Ding da finden! Soll ich es vielleicht meiner Alten um den Hals hängen?»

Der Mann hob seine Hand und öffnete sie.

«Donnerwetter», machte Boller verblüfft und bekam beinahe Stielaugen, «eine Perlenkette!»

«Mag sein», brummte der Mann, «aber was soll ein armer Schlucker, wie ich einer bin, damit anfangen?»

Zusammengerollt wie eine Schlange lag die Kette auf der Handschale des Mannes, der sie trübsinnig betrachtete. Er war hager, mittelgross, schätzungsweise um die sechzig Jahre alt und roch penetrant nach billigem Pintenfusel. Er hatte sich mehrere Tage lang nicht mehr rasiert, sah



recht verwehrlost aus, eher wie ein Landstreicher als wie ein besorgter Familienvater. Im obersten Knopf seines schmutzigen Schlosserhemdes steckte der Gummiring eines Bierflaschenverschlusses.

«Donnerwetter», machte Boller noch einmal, «da haben Sie aber einen Fund gemacht, guter Mann. Sie erlauben doch?»

Boller nahm die Kette mit seinen Fingerspitzen auf und liess sie vor seinen Augen im fahlen Mondlicht hin und her baumeln.

«Da haben Sie ja einen veritablen Fund gemacht, alle Achtung. Was mag die wohl unter Brüdern gelten?»

«Das ist mir schnuppe», antwortete der Mann mislaunig. «Glück bringt ein solches Ding doch nicht. Wenn sie wenigstens falsch wäre...»

«Wie meinen Sie?» Boller stutzte.

«Die ist doch echt, das sieht ein Laie», flüsterte jetzt der Mann unvermittelt mit seiner heiser belegten Stimme. «Ich möchte meinen Kopf wetten, dass sie echt ist, aber mir wäre es lieber, wenn ich eine aus dem Warenhaus gefunden hätte, die könnte ich doch wenigstens für ein paar Franken verkitschen. Ein schmutziger Hunderterlappen wäre mir lieber! Oder kann ich etwa mit diesem Firlefanzen Brot kaufen? Kann ich den Mietzins damit bezahlen? Und überhaupt muss ich das Ding auf dem Fundbüro abliefern, das bin ich doch meiner ehrlichen Haut schuldig. Wissen Sie, mein Herr, wenn ich auch ein armer Teufel bin, gegen das Gesetz habe ich mich doch nie vergangen. Ich bin sauber übers Nierenstück, verstehen Sie! Und verkaufen könnte ich das Ding ja doch nicht, die würden mir nicht glauben, liegt doch klar auf der Hand. Einlochen würden sie mich, mein Herr! Einlochen. Also lieber Hände weg von diesem Firlefanzen.»

Boller hörte nur noch mit halbem Ohr zu. Es ärgerte ihn masslos, dass ihm dieser Trottel zuvorgekommen war. Sie musste echt sein, das sah er als blutiger Laie. Wunderbar schimmerten die Perlen im Mondschein. Und diese menschliche Jammergestalt, dachte er mit wachsender Abneigung, ist imstande und trägt die Kette auf den erstbesten Polizeiposten. Das war diesem Mann ohne weiteres zuzutrauen, blöd genug sah er aus.

Ich bin ja auch eine ehrliche Haut, setzte er seinen inneren Monolog fort, das könnte ich jederzeit mit gutem Gewissen von mir sagen, aber diesen Schmuck ganz unüberlegt auf dem Fundbüro abzuliefern, das geht nun doch zu weit. Wenn man eine solche Kette zu verlieren hat, dann gehört man nicht zu den Bedauernswerten. Und überhaupt ist sich doch jeder selbst der Nächste. Ein schönes Sümmchen musste in diesem Ding stecken. Die Zeiten sind unsicher. Es könnte mir einmal schlecht gehen, und ein solches Schmuckstück wäre gewissermassen eine Rückendeckung, nicht weniger sicher als Staatspapiere oder ein Grundstück.

«Unter uns gesagt», wandte er sich, einer plötzlichen Eingebung folgend, an den unwürdigen Finder, «wie wäre es, wenn Sie mir die Kette verkaufen würden. Dann hätten Sie doch bares Geld in den Händen. Sie könnten den Hauszins bezahlen, sie wären mit einem Schlag aller Not enthoben, wenigstens für eine Weile... Was sagen Sie dazu, guter Mann?»

Der gute Mann blickte Boller misstrauisch in die Augen. Dieser fühlte sich durchschaut und ertappt; ein Unbehagen ergriff ihn. Der arme Schlucker hatte eine Art, ihn anzuschauen, die geradezu unmoralisch war.

«Das ist selbstverständlich nur ein Vorschlag», fuhr Boller schnell flüsternd fort, «um Ihnen aus der Klemme zu helfen – zu Ihrem Besten sozusagen, versteht sich. Wenn Sie doch mit dem Ding da nichts anzufangen wissen.»

«Und das würden Sie tun?» fragte der Mann lauend nach einer unbehaglichen Pause.

«Warum nicht», antwortete Boller gönnerhaft und mit einem Wohlwollen, als ginge es ihm einzig und allein darum, dem armen Teufel aus der Verlegenheit zu helfen.

Dieser wiegte zaudernd seinen Kopf. Dann blickte er unschlüssig auf die Kette in seiner Hand, auf die blinkende Schlange aus Perlen. Boller stand wie auf Nadeln und titulierte den Mann innerlich mit Namen, die dieser nicht hätte auf sich sitzen lassen können, wenn sie laut ausgesprochen worden wären.

«Die Geschichte hat aber einen Haken», begann der Finder grübelnd, als unterhielte er sich





Ich gebe Ihnen hundert bare Franken auf die Hand, Sie mir das Ding – und Schwamm darüber.

mit sich selbst. «Wenn ich Ihnen das Ding verkaufe, dann ist das doch genau genommen Diebstahl und Sie sind ein Hehler; hundsgemeiner Diebstahl und hundsgemeine Hehlerei...» Er pffiff leise durch die Zähne. «Ich mag aber nicht hinter schwedische Gardinen, bei Gott nicht. Ich habe eine grosse Familie zu ernähren und eine Frau, die nichts taugt.»

Boller wurde ungeduldig. Die moralischen Bedenken dieses Jammerlappens machten ihn nachgerade hitzig. Das Wort Zuchthaus auch nur anzudeuten schien ihm abgeschmackt. Seine Besitzgier war jetzt dermassen gereizt und aufgestachelt, dass er dem Mann barsch über den Mund fuhr und flüsterte: «Dummes Zeug, man muss doch nicht immer gleich den Teufel an die Wand malen! Diejenige, die diese Kette verloren hat, gehört nicht zu den armen Leuten. Solche Dinger überhaupt zu besitzen ist ja unmoralisch, unsereiner...»

«Ja, da könnten Sie eigentlich recht haben», stimmte der Mann zu, «wer solchen Firlefanz mitten in der Stadt verlieren kann, leidet keine Not, das wird so eine Dame gewesen sein, so eine...»

«Eben, das meine ich ja!» hakte Boller ein. «Unser Mitgefühl wäre da ganz fehl am Platz. Machen wir also den Handel. Ich gebe Ihnen hundert bare Franken auf die Hand, Sie mir das Ding – und Schwamm darüber.»

Noch immer zögerte der Mann. Er spähte rundum, doch kein Mensch war zu sehen. Hinter den wie erblindeten Fenstern schliessen die Einwohner den Schlaf der Gerechten. Sie waren allein. Der Mond stand in diesem Augenblick genau über dem Dachfirst zur linken Seite und betrachtete die beiden gelassen. Das aber schien dem Kolonialwarenhändler nicht zu behagen; auch dieser ferne Zeuge störte ihn. Er zupfte den Unbekannten am Ärmel, zog ihn in den Schatten des Hauses und drängte: «Also, wie steht es?»

«Wenn Sie unbedingt wollen, meinetswegen. Da, nehmen Sie das Ding», flüsterte er kaum hörbar; dann fügte er noch hinzu: «Aber ich wasche meine Hände in Unschuld.»

«Gut, abgemacht.» Boller griff in seine Brusttasche, entnahm ihr sein Portefeuille, fingerte aufgeregt darin herum und steckte dem Mann das Geld zu.



«Vergessen Sie nicht», flüsterte er beschwörend, «dass wir uns nie gesehen haben! Wir kennen uns nicht, verstanden. Schwamm über die ganze Geschichte.»

«Ich wasche meine Hände in Unschuld», flüsterte der Mann noch einmal, doch nun merkwürdig erleichtert und selbstsicher. Alsdann schauten sie sich gleichzeitig nach allen Seiten um, blickten an den Häusern empor, lauschten und stellten erleichtert fest, dass kein Mensch sie gesehen, niemand sie hatte belauschen können.

Der Mann lüftete seine Mütze und enthüllte für einen Augenblick die im Mondlicht fahl schimmernde Glatze. Würdevoll und steif sagte er: «Gute Nacht dem Herrn.»

Er wandte sich ab und war im Nu hinter der nächsten Ecke verschwunden, verschwunden wie ein Spuk.

Boller hatte seinen Hut ebenfalls gelüftet, dann atmete er die kühle Nachtluft tief ein und setzte seinen Weg gemessenen Schrittes fort. Der aufregende Handel hatte ihn erhitzt. Bald beschleunigte er seine Schritte und nahm den Hut vom Kopf, um die erhitzte Stirne ein wenig zu kühlen. Er spürte die Kette in seiner Hosentasche; sie lag auf seinem rechten Oberschenkel und schien Zauberkraft auszustrahlen. Er ging noch eiliger, denn jetzt einem patrouillierenden Polizisten zu begegnen, wäre ihm verteuert unangenehm gewesen. Nicht, dass er ein schlechtes Gewissen hatte, bewahre! Aber so sauber war ja nun dieser nächtliche Handel auch wieder nicht gewesen. «Himmeldonnerwetter!» flüsterte er plötzlich leise vor sich hin, «ich habe einen guten Schnitt gemacht, es könnte ein Vermögen sein.» Ein geheimes Kapital auf dem rechten Oberschenkel, das er nicht zu versteuern brauchte. Noch war es totes Kapital, das Ding in seiner Hosentasche, aber später einmal, nur gemacht, später, wenn das Gras hoch genug über dem dunklen Handel blühte, würde sich schon eine Gelegenheit finden, dem toten Kapital Leben einzuhauchen. Er hatte Pläne, keine phantastischen Pläne, gewiss nicht, er wollte nicht hoch hinaus und war auch kein Spekulant, aber es gab Möglichkeiten, lockende geschäftliche Möglichkeiten; doch Kapital musste man haben, Kapital – Substanz! Dieses Wort

hatte er kürzlich in seinem Leibblatt aufgepickt, und seither verwendete er es bei jeder sich bietenden Gelegenheit.

Auf dem letzten Stück seines Heimweges begnügte er keiner Menschenseele mehr, und Zeuge seines Handels war nur der Mond gewesen, auf dessen Verschwiegenheit er sich glaubte verlassen zu dürfen. Die Wohnungstür öffnete er mit der gewohnten Behutsamkeit. Seine Frau hatte einen leichten Schlaf, und am leichtesten war er in der Regel an seinen Kegelabenden und nach Mitternacht.

Er entledigte sich der Schuhe im Flur, schlich dann auf den Zehen in die Wohnstube, drehte dort das Licht an und schloss vorsichtig die Tür. Eine kleine Weile blieb er atemhaltend stehen und lauschte. Kein Laut. Nur der Perpendikel der alten Standuhr tickte eintönig. Aus der ehelichen Kammer drang kein verdächtiges Geräusch. Jetzt griff er in seine Tasche und entnahm ihr feierlich bewegt die Kette. Edel und kostbar blinkend baumelte sie im milden Schein der Lampe. Er liess die Perlen liebkosend durch seine Finger gleiten, dann legte er sie auf seine Handfläche und genoss die kühle Glätte und das oszillierende Spiel der Reflexe. Geradezu ehrfürchtig benommen betrachtete er den Schmuck, und gern hätte er seine Freude geteilt, denn geteilte Freude ist ja doppelte Freude; doch er bezwang sich. Das Weibervolk kann nicht schweigen, dachte er verächtlich, nicht einmal das eigene, ehelich angetraute. Es musste nur eine schwache Stunde kommen – und schon war das Unheil geschehen und nicht wieder gutzumachen. Nein, da musste man eisern bleiben und das Geheimnis unerbittlich bewahren.

Lautlos ging er zum Sekretär, öffnete dort ein Fach und verbarg die Kette, nachdem er sie noch einmal liebevoll gestreichelt hatte, unter seinen Sonntagszigarren. Wohl war ihre Neugier unerträglich, überall steckte sie ihre Nase hinein, aber die Zigarren liess sie in Ruhe, davon war er überzeugt. Sanft legte er die Schachtel wieder in das Fach zurück, dann schloss er den Sekretär lautlos.

Gegen Morgen, als sein Schlaf leichter wurde, träumte er von der Kette. Es war Sonntag, und er





Von einer fürchterlichen Ahnung erfüllt, griff er an seinen Kopf und spürte mit einem jähen Entsetzen ...

spazierte arglos durch die Hauptstrasse zum Bahnhof. Da erblickte er vor der Hauptpost plötzlich den Kerl, der die Kette gefunden hatte. Boller drehte seinen Kopf sofort nach der anderen Seite ab, doch der schäbige Mensch eilte ihm mit offenkundiger Wiedersehensfreude nach, indem er winkte und rief. Boller wollte ergrimmt kehrtmachen, denn sie hatten doch vereinbart, sich nicht mehr zu kennen, da gewahrte er mit einem lähmenden Entsetzen, dass der Mann die Kette wie eine Krone auf seinem Kopf trug. Das war die Höhe! Boller eilte auf den widerlich Grinsenden zu und wollte ihm die Kette vom blutigen Schädel reissen, aber der Mann entwischte ihm wie ein Gespenst. Jetzt geriet er ausser sich. Wie eine aufgeschreckte Hornisse raste er herum, konnte aber den Mann nicht mehr finden. Hingegen kamen Leute gelaufen, die lachend auf seinen eigenen Kopf deuteten. Von einer fürchterlichen Ahnung erfüllt, griff er an seinen Kopf und spürte mit einem jähen Entsetzen, dass er die Kette selbst wie eine Krone herumtrug. Und schon näherte sich ihm finster blickend ein Hüter der Ordnung. Von einer panischen Angst erfüllt, wollte Boller fliehen, ganz gleich wohin, nur fort aus der Stadt, hinaus aus dem lachenden und höhrenden Menschenring, doch seine Beine waren auf einmal schwer wie Granitquader, und die Perlenkette drückte wie ein Zentnergewicht auf sein Haupt. Unerbittlich wurde er von der

drängenden Menschenmasse umringt und eingekreist. Das städtische Polizeikorps war seiner wegen aufgeboten worden; sie kamen mit ihren Handschellen näher und freuten sich diabolisch, ihn, den stadtbekanntem Kolonialwarenhändler Boller, gefangenzunehmen und auf das Stadthaus zu führen. Die Menge schrie und piff. Wie ein Rasender schlug er um sich – und erwachte.

Schweissgebadet und wie gerädert lag er in seinem Bett, und sein Herz klopfte wie ein Schmiedehammer. Die Kette ruhte ja wohlverwahrt unter den Zigarren, aber vielleicht war es doch ratsam, ein anderes Versteck zu suchen. Im Keller oder auf dem Estrich. Der blödsinnige Traum hatte ihn ganz durcheinander gebracht. Er war überreizt und konnte lange nicht mehr einschlafen. Immer wieder musste er sich wenden und drehen, bis ihn endlich das gleichmässige und friedsame Schnarchen seiner Frau wieder einlullte.

Die Perlenkette beschäftigte seine Gedanken in den folgenden Tagen unablässig. Er wurde zerstreut und stand manchmal mit eigentümlich geistesabwesenden Augen hinter dem Ladentisch, ja es kam sogar so weit, dass ihn seine Frau vor der Kundschaft in die Wirklichkeit zurückrufen musste. Manchmal lief er auch unvermittelt von seiner Arbeit fort, schloss sich in der Wohnstube ein und überzeugte sich, dass der Schmuck noch vorhanden war. Dann liess er die Kette durch



seine Finger gleiten, und ein Wohlgefühl durchrann ihn prickelnd. Wieviel mochte sie gelten? Diese hartnäckig bohrende Frage liess sich weder unterdrücken noch verscheuchen; immerzu war sie gegenwärtig. Nach einer Woche war er nahe daran, mit seinem Schatz schnurstracks zu einem befreundeten Juwelier zu laufen und ihren Wert abschätzen zu lassen. Dieses gefährlichen Verlangens vermochte er nur mit geradezu heldenhafter Selbstüberwindung Herr zu werden. Noch war ja längst nicht genug Gras über dem dunklen mitternächtlichen Handel gewachsen. Es hiess Geduld üben und warten, ein Jahr, zwei Jahre, notfalls noch länger. Tag für Tag durchstöberte er das Städtische Tagblatt und suchte unter der Rubrik «Verloren» nach der Kette. Doch wie rätselhaft – niemand vermisste sie. Keine Anzeige erschien. Dieser Umstand war wohl Balsam für sein Gewissen, aber die immer verzehrender werdende Neugier wurde nicht gemildert.

Die zweite Woche verging, dann die dritte, und endlich brach auch die vierte an. Boller befand sich in einem alarmierenden Stadium von reizbarer Nervosität. Unrast trieb ihn um, und wenn ihn die Frau etwas lauter als sonst anrief, zuckte er schreckhaft zusammen. Sie wurde ernsthaft besorgt und drängte immer dringlicher und resoluter, er möge doch endlich einen tüchtigen Nervenarzt aufsuchen, so etwas dürfe man nicht anstehen lassen. Die Symptome seien ja offenkundig. In den Nächten wurde sie immer häufiger aus dem wohlthätigsten Schlummer gerissen, weil er in seinen Träumen mit weiss der Kuckuck was für Dämonen rang und beim Erwachen stöhnte und grochste, dass ihr angst und bang wurde. Tagsüber herrschte er sie ohne Anlass an. Wenn sie dann in Tränen ausbrach, weil nun Frauen einmal in solchen Augenblicken zu weinen pflegen, dann drohte er mit rollenden Augen, sich nächstens am erstbesten Hälsling aufzuknüpfen oder sich zu ersäufen. Er zitterte beim Essen und verschüttete die Suppe wie ein kleines Kind. Aber es kam noch schlimmer: er verrechnete sich im Laden zu seinen Ungunsten, und dies war für die Gattin ein Symptom, das ihr Entsetzen einjagte, denn wenn er sich früher verrechnet hatte, dann doch immer zu seinem Vor-

teil. Wenn eine Kundin Würfelzucker verlangte, gab er ihr Staubzucker; wünschte sie Salami, schleppte er Emmentaler herbei. Und alle diese unheimlichen Anzeichen nahmen bedrohliche Auswüchse an.

Schliesslich kam er selbst zum Entschluss, dass es so nicht weitergehen konnte. Er musste sich endlich Gewissheit verschaffen.

In der fünften Woche nach jenem denkwürdigen Handel in der Seilergasse befreite er den Schmuck aus seinem Versteck, wickelte ihn liebevoll in Seidenpapier und steckte ihn in seine Brusttasche. Dann machte er sich auf den Weg zum gewohnten Kegelabend. Vorher verabschiedete er sich würdevoll von seiner Frau und sah dabei aus, als ob er einen Spazierstock verschluckt hätte. Sie ihrerseits blickte ihn tiefbekümmert an und ermahnte ihn, doch ja nicht zu spät nach Hause zu kommen.

Er hatte einen auffallend schlechten Schuss an diesem Abend. Seine sonst glückhafte Hand war dermassen ungeschickt, dass er die Clubbrüder zuerst in Erstaunen versetzte und bald gründlich verärgerte. Doch je mehr Mühe er sich gab, umso schlimmer wurde es.

Endlich, als er den Juwelier Weinstein allein am runden Tisch sitzen sah, wo er sich etwas ausruhte, riss sich Boller innerlich zusammen, näherte sich mit einem anbiedernden Grinsen und sagte halblaut: «Weinstein, könnten wir uns nicht einen Augenblick unter vier Augen sprechen?»

Der Juwelier stutzte, blickte verwundert auf und antwortete gutgelaunt: «Warum nicht, altes Haus, aber nur unter der Bedingung, dass du mich nicht anpumpst.»

«Wo denkst du hin, Weinstein», antwortete Boller mit einem erzwungenen Lachen, «habe ich dich jemals angepumpt? Es handelt sich um eine ganz private, um eine, wie soll ich sagen, ja, um eine etwas delikate Angelegenheit. Eine kleine Vertrauenssache, verstehst du, eine gewissermassen etwas heikle Vertrauenssache.»

«Potz Blitz. So feierlich, Boller? Na, da bin ich aber neugierig. Oder hängt es etwa mit deinem schlechten Schuss zusammen? Du spielst ja miserabel heute abend – da kann ich dir auch nicht helfen.»



Unter dem Rollen der Kugel und dem Stürzen der Kegel gingen sie in den Vorraum hinaus. Dort blickte sich Boller ängstlich um, entnahm sodann seiner Brusttasche den Schmuck, schälte ihn nervös aus dem Seidenpapier und reichte ihn dem Juwelier, der ein missvergnühtes Gesicht machte, etwa wie ein Arzt, dem man eine Gratisconsultation zumutet.

«Du bist doch vom Bau», begann Boller mit einem verlegenen Grinsen, «ein Kenner und Sachverständiger, eine Kapazität sozusagen. Es handelt sich um ein altes Erbstück, weist du. Familienschmuck sozusagen... Ich habe das Ding viele Jahre behütet und wie meinen Augapfel bewahrt. Meine Grossmutter väterlicherseits hat es mir vererbt, sie war ja filzig zum Gotterbarm, die alte Dame, aber diesen Schmuck... Mit den alten Möbeln konnten wir ja nichts mehr anfangen, aber diese Kette, was meinst du, was die unter Brüdern gelten könnte? Du weisst doch Bescheid in solchen Dingen. Es ist mir plötzlich eingefallen, dass ich dich gelegentlich einmal ins Vertrauen ziehen könnte, Weinstein. Das ist ja dein Metier, du verstehst solch ein Ding aus dem Handgelenk zu schätzen. Man hört dich überall rühmen. Manchmal schlummern doch in solch alten Erbstücken ganz nette Sümmchen (er kicherte albern), und meiner Grossmutter würde das ähnlich sehen, meiner Treu.»

Während Boller diese Worte heraushaspelte und vor Aufregung schwitzte, betrachtete der Juwelier die Kette mit kühlem Kennerblick. Er hob ein paar der Perlen nahe vor seine stark bombierten Augengläser, andere betastete er nur und machte dazu ein Gesicht wie ein Musiker, der sein Instrument stimmt. Schliesslich biss er



Er hob ein paar der Perlen nahe vor seine stark bombierten Augengläser, ...

noch mit seinen blinkenden Goldzähnen in eine der Perlen und hielt die Kette endlich gegen das trübe Flurlicht. Und diesen Manipulationen folgte Boller mit atemloser Spannung.

Weinstein räusperte sich, rückte dann die Brille mit dem Zeigefinger in den Nasensattel und gab Boller die betörend oszillierende Kette lustlos zurück.

«Ja, mein lieber Boller», sagte er nachsichtig lächelnd, «ich muss dich leider enttäuschen. Unter Brüdern könnte ich dir für dieses Ding nicht mehr als einen Fünfliber vergüten.»

Boller riss die Augen auf und schluckte leer. Er war unfähig ein Wort zu gaxen, dermassen fuhr ihm der Schreck in die Kehle und in die Glieder. Endlich aber fasste er sich soweit, dass er stammeln konnte: «Wa-was sagst du – einen Fünfliber?»

«Jaja, diese Grossmütter», meinte der Juwelier ironisch lächelnd und schüttelte den ergrauten Kopf, «die haben es manchmal dick hinter



den Ohren. Die hat dich hübsch hereingelegt, deine Grossmutter. Wenn das echte Perlen wären, mein lieber Boller, dann könnte ich dir nur gratulieren. Aber tröste dich: die künstlichen sind zum Anschauen beinahe so schön, und wenn man sie verliert, dann ist nicht viel verloren.»

Weinstein blickte jetzt den kalkfahlen und völlig verdatterten Boller belustigt an. «Leider nichts zu machen. Jaja, diese Grossmütter, nekische Einfälle haben sie manchmal. Mit den Perlen ist es wie mit den Menschen: sie täuschen. Gehen wir wieder zu den anderen, sonst werden wir noch vermisst.»

«Sofort», faselte Boller mit stierem Blick, «ich will nur noch schnell...»

«Freilich, freilich, aber komm bald nach, und gut Holz!»

Mitternacht war vorbei, als Boller sich auf den Heimweg machte. Der Mond hatte sich diesmal hinter Wolken versteckt, und die Strassenlaternen leuchteten nicht umsonst. Wäre der Kolonialwarenhändler in dieser Nacht wieder einem untröstlichen Finder begegnet, dann hätte er ihn möglicherweise ohne weitere Umstände verprügelt, aber mit den Perlenketten verhält es sich bekanntlich so, dass man auch die wertlosen nicht nach Belieben auf den Strassen findet.

---

#### DER ELEFANT IM PORZELLANLADEN

Der Inhaber einer grossen Porzellanhandlung in Bombay kam auf den Einfall, zwecks Reklame und Kundenwerbung ein international bekanntes Sprichwort zu verwirklichen. Er mietete einen Elefanten und brachte ihn in seinen Porzellanladen. In den zwei Stunden seines Aufenthaltes beschädigte der Elefant nicht das geringste Stück. Vorsichtig und empfindsam trabte er durch die umherstehenden Kostbarkeiten. Die Menschenmenge, die dem Experiment beiwohnte und den Laden betreten hatte, zerbrach derweil «aus Versehen» Geschirr im Wert von mehreren tausend Pfund.

#### GUMMI – SCHAUMIG GESCHLAGEN

Was Schaumgummi leistet, wurde einmal in eindrucksvollen Versuchen demonstriert: Man liess ein rohes Hühnerei aus dem elften Stockwerk eines Hochhauses auf eine Schaumgummimatratze fallen – das Ei überstand diese unwahrscheinliche Prozedur ohne Schaden. Die Matratze selbst unterwarf man einem Dauerversuch: nach zehn Millionen Pressungen mit schweren Gewichten war sie in einem weit besseren Zustand als gewöhnliche Stoffmatratzen, die nur eine viertel Million Pressungen hatten über sich ergehen lassen müssen.

Dieses schwammähnliche Verhalten hat einen einfachen Grund: es ist die Porosität des Materials. Ein Kubikzentimeter Schaumgummi enthält rund 80 000 Luftzellen. Die ganze Masse besteht zu 85 Prozent aus – Luft! Sie ist aber nicht nur elastisch und prallweich, sondern auch strapazierfähig, ist chemisch neutral und ruft infolgedessen keine Hautreizungen hervor, ist dabei aber mottensicher und bakterienfeindlich, ist ferner geruchlos, staubt nicht und ist leicht sauberzuhalten, und schliesslich wirkt sie zur Freude der Techniker isolierend gegen Feuchtigkeit.

Eine solche Fülle angenehmer Eigenschaften hat natürlich vielseitige Verwendung zur Folge: Nicht nur Matratzen, Möbelkissen und Bettvorleger, sondern auch Autopolster, Strandkissen (Schaumgummi wird vom Seewasser nicht angegriffen!), Spezialmatratzen für Krankenhäuser und Hotels sowie Puppen sind heute gängige Marktartikel, und Polster für Gipsverbände, Ohrpropfen für Schwimmer, Schutzmatten an Boxringen sowie Verpackungseinlagen für Eier und andere hochempfindliche Lebensmittel sind in letzter Zeit dazugekommen. Und dann die Verwendung in der Kosmetik: falsche Nasen, Ohren und andere Make-up-Artikel werden aus diesem vielseitigen Stoff hergestellt und sind zu unentbehrlichen Requisiten für Maskenbildner geworden.

Muss man da nicht erstaunt sein, wenn man hört, dass Schaumgummi bereits vor rund fünf- undzwanzig Jahren erfunden worden ist? Gut Ding will eben Weile haben.

G. W.